



Soldaten bei einem katholischen Feldgottesdienst. Das Bild stammt von einer Postkarte, die im April 1916 als Ostergruß verschickt wurde. Aus: „Glaubenssache Krieg“, herausgegeben von Heidrun Alzheimer

Die Katholiken und der Krieg

Anfang August vor 100 Jahren begann der Erste Weltkrieg. Beim Blick darauf stehen meist die Konflikte zwischen den beteiligten Ländern im Mittelpunkt. Doch wie wurde der Krieg – angesichts des damit verbundenen Leids – von den Kirchen gedeutet und legitimiert?

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs im August 1914 waren Teile der Bevölkerung voller nationalem Enthusiasmus und regelrecht begeistert von der Vorstellung, in den Krieg zu ziehen. Wie standen die Kirchen dazu, wie die Katholiken?

„Die Katholiken arrangierten sich 1914 sehr geschmeidig mit dem Krieg“, sagt Professor Dominik Burkard, Kirchenhistoriker von der Universität Würzburg. Das war alles andere als selbstverständlich, denn das Verhältnis der Katholiken zur Nation hatte in den Jahrzehnten davor viele Belastungen auszuhalten.

Burkard hat das in einem Vortrag auf der Tagung „1914-2014: Wie kam es zum Ausbruch des ersten Weltkrieges?“ thematisiert. Die Tagung fand vom 7. bis 9. Februar im christlichen Bildungswerk „Die Hegge“ in Willebadessen statt. Der folgende Text ist ein Auszug aus seinem Vortrag „Die Katholiken und der Krieg. Legitimationen, Argumente, Rechtfertigungen für den Krieg“.

Reaktionen beim Ausbruch des Kriegs

Die Generalmobilmachung Anfang August 1914 euphorisierte die deutsche Gesellschaft derart, dass sich dem nur wenige entziehen konnten. So verfestigten sich die Bilder junger Soldaten, die begeistert in den Weltkrieg ziehen, im kollektiven Gedächtnis zu einer Gewissheit, die lange nicht hinterfragt wurde. Auch die Katholiken ließen sich – so stellte 1971 der evangeli-

sche Kirchenhistoriker Karl Hammer fest – im Sommer und Herbst 1914 in einen „Taumel des Nationalismus“ fallen, der sich von dem der übrigen Deutschen nicht unterschied.

Inzwischen wird das „August-Erlebnis“ durchaus differenzierter gesehen: Demnach erfasste die Begeisterung vor allem das Bürgertum; sie war in den Großstädten stärker als auf dem Land, in den intellektuellen Milieus ausgeprägter als etwa in der Arbeiterschaft. Gilt diese Differenzierung auch für die Konfessionen? Lässt sich die These von der Kriegseuphorie auch für den Katholizismus halten?

In der Tat gibt es zahlreiche Belege für entsprechende Solidaritätsbekundungen: Landauf, landab kam es, auch in geschlossenen katholischen Gebieten, zu patriotischen Feiern, die mitunter von katholischen Vereinen initiiert und ausgerichtet wurden. Selbst in Ausbildungsstätten des Klerus wurden patriotische Reden gehalten, patriotische Lieder gesungen, riefen die geistlichen Vorgesetzten zum freiwilligen Dienst an der Waffe auf.

Tausende von Theologiestudenten nahmen am Krieg teil, etwa 500 meldeten sich freiwillig zum Kriegsdienst und übten das Kriegshandwerk aus – und ernteten dafür durchaus Anerkennung: Bis 1916 wurden etwa 150 Theologiestudenten zu Offizieren befördert.

Wer in Hirtenbriefe und Kriegspredigten hineinliest, dem treten Bilder und Chiffren entgegen, die wenig Distanz erkennen lassen. War das bereits das Produkt einer allgemeinen, auch medialen und öffentlichkeitssteuernden „geistigen Mobilmachung“, Ausbruch eines mehr oder weniger stabilen Bewusstseins, oder nur Ausdruck eines spontanen Empfindens? Das sei dahingestellt, doch an der Tatsache selbst ist kaum zu rütteln: Von mentalen oder gar religiösen Vorbehalten der Katholiken gegen den Krieg ist nur wenig zu sehen.

Katholiken galten als „Stiefkinder der Nation“

Dies verwundert angesichts der extremen Verwerfungen zwischen Katholizismus und deutscher Nation im 19. Jahrhundert. Denn anders als im Protestantismus, der spätestens seit der Reichsgründung 1871 aufs engste mit der „Nation“ verflochten war, galten die Katholiken auch noch beim Ausbruch des Krieges als „Stiefkinder der Nation“.

Der Weg der Katholiken ins Kaiserreich war lang, mühsam und voller Kämpfe. Mit der Säkularisation und dem Ende des Alten Reiches (1802) waren die Katholiken heimatlos geworden. Der Untergang der kirchlichen Territorialherrschaften, die „Enteignung“ der Kirche und ihre politisch-gesellschaftliche Marginalisierung, die Eingliederung der ehemals geschlossenen katholischen Gebiete in die neu entstehenden deutschen Flächenstaaten, die fast vollständig protestantisch geprägt waren, eine von den Flächenstaaten übergestülpte Religionspolitik – all das machte die Katholiken zu Bürgern zweiter Klasse.

Ihr materielles Zurückbleiben, gesellschaftliche Barrieren und Regulative, die Katholiken bewusst etwa vom höheren Militärdienst und vom Staatsdienst fernhielten, sowie ein infolge der Säkularisation entstandenes „katholisches Bildungsdefizit“ verhinderten die wirkliche Integration. Der deutsche „Bruderkrieg“ mit dem Sieg Preußens und das Ausscheiden Österreichs aus dem Deutschen Bund zementierten die inferiore Stellung.

Dazu kamen innere Faktoren, die den Katholizismus ins Ghetto führten: die antimoderne Ausrichtung der Kirche während des langen Pontifikats von Pius IX (1846-1878) und die „Kulturkämpfe“, welche die Gegensätze zwischen Staat und Kirche bewusst verschärften. Hier standen sich in einem europäischen Weltanschauungskampf die modernen Nationalstaaten und ein restaurativer Katholizismus gegenüber – beide mit absolutistischem Anspruch. Porträtpostkarte des deutschen Kaisers mit seinem berühmten Ausspruch: „Ich kenne keine Parteien mehr, [ich] kenne nur noch Deutsche“.

Beginnende Integration ins Kaiserreich

Erst der schrittweise Abbau der Kulturkampfgesetzgebung der 1880er-Jahre machte nach dem Scheitern der Bismarckschen Innenpolitik den Weg frei für das Heraus-treten der Katholiken aus dem Ghetto, für ihre Integration ins Kaiserreich und ihre Identifikation mit dem neuen Deutschland. Die Kranzniederlegung durch die katholische Zentrumspartei am Grab Bismarcks 1898 war ein äußeres Zeichen der Bejahung des Reichsgründers und seines Reiches.

Wilhelm II. gelang es schließlich durch seinen katholikenfreundlichen Kurs, mentale Vorbehalte zu überwinden, etwa als er 1907 erklärte: „Wie Ich keinen Unterschied mache zwischen alten und neuen Landesteilen, so mache Ich auch keinen Unterschied zwischen Untertanen katholischer und protestantischer Konfession. Stehen sie doch beide auf dem Boden des Christentums, und beide sind bestrebt, treue Bürger und gehorsame Untertanen zu sein“.



*Ich kenne keine Parteien mehr,
ich kenne nur noch Deutsche.*
Wilhelm II.
1907

Porträtpostkarte des deutschen Kaisers mit seinem berühmten Ausspruch: „Ich kenne keine Parteien mehr, [ich] kenne nur noch Deutsche“.

So mehrten sich unter intellektuellen Katholiken die Stimmen, die einen „zeitgemäßen“ Katholizismus forderten. Wie ein Fanal wirkten in dieser Hinsicht die Bücher „Der Katholicismus als Princip des Fortschritts“ (1897) des Würzburger Theologen Herman Schell und „Katholisches Christentum und moderne Kultur“ (1906) des ehemaligen Würzburger Kirchenhistorikers Albert Ehrhard.

Als unter Papst Pius X. (1903-1914) solche Regungen verdammt und die Katholiken demonstrativ wieder ans römische Gängelband genommen wurden, war am Vorabend des Ersten Weltkriegs plötzlich das alte „Kulturkampftrauma“ wieder sehr präsent: das Gefühl der Minderwertigkeit trotz zunehmend gelingender Integration ins kleindeutsche Reich.

Der Krieg als Chance, sich zu bewähren

Es wundert kaum, dass vor diesem Hintergrund die Reaktion der deutschen Katholiken auf den Ausbruch des Krieges nur positiv, vielleicht sogar überzogen positiv sein konnte. Der Zeitpunkt schien gekommen, die eigene politische Zuverlässigkeit unter Beweis zu stellen, zu zeigen, dass alles böse Gerede von gestern Lüge war: die angebliche nationale Unzuverlässigkeit der Katholiken, ihre mangelhafte Identifikation mit dem Deutschen Reich.

Jetzt schien die Chance greifbar nahe, nicht mehr „Bürger zweiter Klasse“ zu bleiben, sondern die „Vollbürgerschaft“ zu erlangen. Des Kaisers Zusage beim Kriegsausbruch, dass die Reichsleitung von nun an „keine Parteien“ mehr kenne, nur noch Deutsche, nährte diese Hoffnung und führte dazu, dass auch die katholische Zentrumsparterie die Kriegsanstrengungen unterstützte.

Dazu trat ein weiteres Moment: Kriegsauslöser war die Ermordung des österreichischen Erzherzogs. Deutschland stellte sich – jedenfalls in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit – bedingungslos an die Seite der Donaumonarchie, der Vormacht des Katholizismus. Das dürfte die alten Hoffnungen der Katholiken nach einer Integration Österreichs und der Bildung eines großdeutschen Staates genährt haben.

Religiöse Rechtfertigungen für den Krieg?

Anders als an der katholischen „Basis“ war bei den Bischöfen wenig Euphorie zu erkennen: Sie fügten sich zwar ins Unvermeidliche und zweifelten auch nicht an der Rechtmäßigkeit des von der rechtmäßigen Obrigkeit erklärten Krieges. Im Vordergrund stand jedoch ihr Bemühen, die zu erwartenden negativen Auswirkungen praktischer Art auf alle Bereiche der Seelsorge möglichst gering zu halten.

Von Anfang an hatte die Reichsregierung die Devise ausgegeben, man werde von außen zum Krieg gezwungen, man wolle den Krieg überhaupt nicht. Diese „gefühlte“ und propagandistisch zur Realität erhobene Bedrohung von außen ließ ein qualitativ neues Einheitsbewusstsein vom deutschen Vaterland entstehen. Das wurde auch von den Kirchen aufgegriffen und durch die alte „Lehre vom gerechten Krieg“ theologisch ergänzt. In der katholischen Moraltheologie galt der Krieg als zulässiges Mittel zur Wiederherstellung des Rechts, gar als sozialethische Pflicht: Demnach habe der Staat die Pflicht, Bedingungen herbeizuführen, die das Wohlergehen Aller im Staat förderten.

Die Lehre vom gerechten Krieg passte gut zu der von der Reichsregierung vorgegebenen Formel vom aufgezwungenen Krieg. Mitunter wurde der Krieg nicht nur als „gerecht“, sondern sogar als „heilig in seinem Zwecke“ bezeichnet, insofern „wir nichts anderes erstreben, als die Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes, einen dauerhaften Frieden für die Welt, bei dem nicht bloß die menschliche Kultur, sondern auch das Reich Gottes blühen und gedeihen kann“.

Allerdings wurden auch Bedingungen und Grenzen für einen „gerechten Krieg“ benannt: „Wenn also diplomatische Verhandlungen, Repressalien, Vermittlung, Warenboykott und dergleichen Mittel genügen, um dem Staate zu seinem Rechte zu verhelfen, so darf nicht zum Kriege gegriffen werden, der doch immer das größere Übel bleibt“. Ende Oktober 2014 stand angesichts dessen, was in Belgien geschehen war (Krieg gegen die Zivilbevölkerung, Politik der „verbrannten Erde“, Verteidigung Deutschlands auf fremdem Territorium), die Anwendung der Lehre vom gerechten Krieg unter großem Rechtfertigungsdruck.

Frage nach dem Sinn des Krieges

Schon bald nach Kriegsbeginn kam es zu einer religiös-theologischen „Sinn“-Suche, zur Suche nach einer Antwort auf die mit zunehmender Dauer des Krieges immer lauter und drängender werdende Frage nach dem „Warum?“ dieses Krieges. Abseits „säkularer“ Erklärungen

im Kontext der üblichen „Kriegsschuldfrage“ fand man eine Antwort zunächst in der offenkundig explodierenden Religiosität der ersten Kriegswochen: Seelsorger und Pfarrer machten überall die Erfahrung, dass die ausziehenden Soldaten und die zurückbleibenden Familien in geradezu erstaunlicher Intensität Kirchen und Gottesdienste aufsuchten und die Sakramente empfangen.

Hier fand sich ein Schlüssel zur katholischen Deutung des Krieges: Er wurde ein „Appell zu Buße und Sühne“, zum „Strafgericht Gottes über die sündige Menschheit“ und zum „Anruf, die Tugenden der Christen zu bewähren“. Die Frage, weshalb eine Läuterung überhaupt nötig sei, wurde mit dem Hinweis auf die moderne Umkehrung der Werteordnung beantwortet: Wohlstand und Genuss der irdischen Güter, Eigenliebe und Stolz hätten Gott als das höchste Gut überlagert – eine Kriegsdeutung, die durchaus in Spannung stand zur allgegenwärtigen Parole des „Gott mit uns“.

Freilich artikuliert sich hier noch einmal der Kulturpessimismus des katholischen Antimodernismus. Es wurde also nicht zuerst der Krieg für den Niedergang der Moral verantwortlich gemacht, sondern andersherum: Weil die Menschen von Glaube und Sitte abgekommen waren, strafte Gott sie mit Krieg. Erhofft wurde – und das war die positive Konnotation – eine neue Hinwendung zu Gott und zum Glauben, eine „Herzensmobilmachung“ nach dem Motto: „Not lehrt beten“.

Religiöser Eifer erlahmte rasch

Allerdings stellte sich schon bald Ernüchterung ein: Denn der neu erworbene religiöse Eifer erlahmte rasch. Den Widerspruch einer solchen Kriegsdeutung brachte 1917 ein Soldat treffend zum Ausdruck: „Etwas ironisch klang mal ein Artikel, wo dieser Krieg als eine Geißel, als furchtbare Strafe für die sündige Menschheit hingestellt wurde. Natürlich hat die Menschheit vor dem Kriege gesündigt. Aber ich frage: wann wurde mehr gesündigt, vor dem Krieg oder während dem Kriege? Ganz entschieden wurde nie mehr gesündigt als gerade in diesem unheilvollen Kriege. Mit welcher Geißel werden denn diese Sünden gestraft?“

Und schon im Herbst 1915 hatte der katholische Fuldaer Bonifatiusbote nach den enormen menschlichen Verlusten an der West- und der Ostfront in selbstkritischer Reflexion geschrieben: „Gott hat den Krieg nicht gewollt, er will auch nicht, daß derselbe so lange fort dauere. [...] Aber dieser große, unendliche Gott hat dem Menschen einen freien Willen gegeben. [...] Man bleibe also uns fern mit der gedankenlosen Phrase, der Krieg komme von Gott oder wenn es einen gerechten Gott gäbe, dann müßte das Morden ein Ende haben. Wenn die Engländer erklären, wir geben nicht nach und wir wollen keinen Frieden, wenn Frankreich erklärt, bis zum endgültigen Siege dulden wir nicht, daß man vom Frieden spreche, wenn Rußland trotz seiner ungeheuren Niederlagen sich immer noch als halber Sieger wähnt, [...] dann leuchtet jedem vernünftigen Menschen ein, daß der Herrgott im Himmel mit der längeren Dauer des Krieges nichts, aber auch gar nichts zu tun hat“.

Der Autor: Professor Dominik Burkard ist Inhaber des Lehrstuhls für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören das Verhältnis von Kirche und Staat sowie der Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert.

CEP-Systeme für Unternehmen

Christian Janiesch ist neuer Juniorprofessor an der Wirtschaftsinformatik der Uni Würzburg. Als Forscher befasst er sich mit dem Einsatz von CEP-Systemen in Unternehmen, als Dozent will er auch die kommunikativen Fähigkeiten der Studierenden fördern.

Münster, Brisbane, Karlsruhe: Das waren bislang die Hauptstationen in der Karriere von Christian Janiesch. Jetzt kommt Würzburg dazu: An der hiesigen Universität ist der Wirtschaftsinformatiker (36) seit 1. Juni Inhaber der neu geschaffenen Juniorprofessur für Informationsmanagement.

„Bei meiner Forschung steht die schnelle und wirtschaftliche Versorgung des operativen Managements mit Informationen im Mittelpunkt“, so Janiesch. Für diesen Zweck kommen seit etwa zehn Jahren zunehmend spezielle Informationssysteme zum Einsatz, die sogenannten CEP-Systeme. CEP steht für Complex Event Processing.



Christian Janiesch, Juniorprofessor für Information Management am Betriebswirtschaftlichen Institut der Universität Würzburg
(Foto: privat)

Beispiel für eine CEP-Anwendung

Komplexe Ereignisse in Echtzeit verarbeiten – das und noch mehr leisten die CEP-Systeme. Mit ihrer Hilfe werden Unternehmen darum in die Lage versetzt, schnell auf aktuelle Geschehnisse zu reagieren. Janiesch erklärt an einem Beispiel, wie das funktioniert:

Bei einem Unternehmen des Lebensmitteleinzelhandels fällt ein wichtiges Kühlsystem aus, so dass große Mengen Tiefkühlwaren zu verderben drohen. Mit Hilfe von CEP lässt sich nun in Echtzeit erfassen, wie viel Platz es an anderen Unternehmensstandorten in der Tiefkühlung gibt, welche Lkw und anderen Transportmittel frei sind, wie die Verkehrslage auf dem Weg zwischen den Firmenstandorten aussieht.

Mit diesen aktuellen Informationen kann das operative Management schnell Maßnahmen ergreifen, um den drohenden Verlust von Waren zu verhindern oder möglichst klein zu halten – oder ihn in Kauf zu nehmen, falls die Rettungsmaßnahmen mehr kosten, als die verdorbene Ware wert ist.

Lücke bei der Anwendung schließen

CEP-Systeme lassen sich vielfältig in ganz unterschiedlichen Unternehmen einsetzen. Es gibt aber noch einen Haken: „Für die Planung, Beschaffung und Installation solcher Systeme gibt es derzeit keine umfassende und standardisierte Unterstützung, auf die Unternehmen zählen könnten“, sagt Janiesch. Diese Lücke will der Juniorprofessor mit seiner Forschung schließen helfen: „Wir interessieren uns vor allem dafür, wo und wie man CEP-Systeme einsetzen kann.“

Lehre: Klassische Wirtschaftsinformatik und mehr

Den Studierenden bringt Christian Janiesch die „klassischen“ Themen der Wirtschaftsinformatik bei, also die Entwicklung und Anwendung von Informations- und Kommunikationssystemen (IuK) für Unternehmen. Entsprechend drehen sich seine Vorlesungen und Übungen vor allem um Daten- und Prozessmodellierung sowie Methodenentwicklung. „Gerade bei der Modellierung von IT-Systemen sollen die Studierenden das in der Theorie Gelernte immer auch praktisch anwenden.“

Großen Wert legt der neue Juniorprofessor darauf, in seinen Lehrveranstaltungen die Kommunikationsfähigkeit der Studierenden zu verbessern. Der Grund dafür: „Wirtschaftsinformatik findet immer an der Schnittstelle zwischen BWL, Informatik und anderen Wissenschaften statt. Darum ist es sehr wichtig, auch als Dolmetscher oder Vermittler agieren zu können.“

Lebenslauf des Juniorprofessors

Christian Janiesch, Jahrgang 1977, ist in Oldenburg aufgewachsen. Nach dem Abitur ging er an die Universität Münster und absolvierte dort den Bachelor- und den Master-Studiengang für Wirtschaftsinformatik. Ein Auslandssemester führte ihn an die Queensland University of Technology in Brisbane (Australien). Warum diese Wahl? „Die Uni dort hat ein Austauschprogramm mit Münster und außerdem einen guten Ruf in Wirtschaftsinformatik.“

Seine Promotion schloss Janiesch 2007 mit höchster Auszeichnung ebenfalls in Münster ab, am European Research Center for Information Systems (ERCIS). Mit dem Dokortitel in der Tasche kehrte er nach Brisbane zurück. Dort arbeitete er dreieinhalb Jahre im Forschungszentrum der deutschen Softwarefirma SAP.

2011 wechselte Janiesch wieder nach Deutschland. Er ging als wissenschaftlicher Mitarbeiter zum „Karlsruhe Institute of Technology“ (KIT), ans Institut für Angewandte Informatik und Formale Beschreibungsverfahren. „Zum einen hat mir in der freien Wirtschaft der Kontakt zu Studierenden gefehlt, zum anderen wollte ich wieder unter den Bedingungen einer Universität forschen“, begründet er den Wechsel zurück ins akademische Umfeld.

Kontakt

Prof. Dr. Christian Janiesch, Juniorprofessor für Information Management, Betriebswirtschaftliches Institut, Universität Würzburg, T (0931) 31-84930, christian.janiesch@uni-wuerzburg.de

Nicht alle lehnen Förderschulen ab

Fast 200 Studierende der zahlreichen Lehramtsstudiengänge der Universität Würzburg wurden jetzt im Rahmen der Akademischen Abschlussfeier verabschiedet. Dabei war auch die teilweise schwierige Einstellungssituation Gesprächsthema.

In Deutschland gibt es die Kategorie „Regelschüler“ und die Kategorie „Sonderschüler“. Dies scheint im Widerspruch zur Forderung nach Inklusion zu stehen. Ist es möglich und wünschenswert, sehr bald alle Schüler gemeinsam zu unterrichten? Dieser Frage ging der Würzburger Sonderpädagoge Professor Dr. Reinhard Lelgemann bei der vom Zentrum für Lehrerbildung ausgerichteten Akademischen Abschlussfeier für rund 200 Lehramtsabsolventen der Universität Würzburg nach.



Hohe Zufriedenheit unter den Eltern

Immer mehr Kinder mit Handicap werden in einer allgemeinbildenden

Schule unterrichtet. Wie eine aktuelle Untersuchung von Lelgemann in Rheinland-Pfalz ergab, sind die Eltern damit auch sehr zufrieden: 93 Prozent der Mütter und Väter würden ihr Kind hier wieder anmelden. Was jedoch nicht heißt, dass Eltern Förderschulen prinzipiell ablehnen: „Auch 82 Prozent der Eltern, die ihr Kind in eine Förderschule gegeben haben, würden es hier wieder anmelden.“ Dies zeuge von einer ebenfalls hohen Zufriedenheit. Mehr als ein Drittel der befragten Eltern aus dieser Gruppe sagten allerdings zugleich, dass sie sich auch einen inklusiven Unterricht vorstellen könnten.

Wolfgang Riedel ehrt die Prüfungsbesten Patricia Kleinhenz, Mirjam Hein, Maria Lutz und Sebastian Stark. Es fehlt Romana Moselewski.

(Foto: ZfL)

Lehrer müssen zur Kooperation bereit sein

Ein Trugschluss ist für Lelgemann die Annahme, dass Inklusion bei einigem guten Willen eine vergleichsweise leicht zu lösende Aufgabe wäre. Vieles müsse beachtet werden, damit inklusiver Unterricht gelingt. So sind in einer inklusiven Klasse unterschiedliche Arbeitsmaterialien für ganz unterschiedliche Schüler nötig: „Auch werden nicht mehr alle zur gleichen Zeit am gleichen Thema arbeiten.“ Einen Dreh- und Angelpunkt stelle die Kooperationsfähigkeit der Lehrkräfte dar. Lehrer von Regelschulen müssen in inklusiven Klassen eng mit Förderschullehrern, aber auch mit außerschulischen Einrichtungen sowie mit den Eltern der Schüler zusammenarbeiten.

Auch nach Alternativen suchen

Nach dem anstrengenden Examen ist nun erst einmal verdienter Müßiggang angesagt für die Absolventen des Lehramtsstudiums. Und danach? Nicht wenige Junglehrer zweifeln, was

sie angesichts der schlechten Einstellungssituation vor allem an Gymnasien nun tun sollen. „Schließen Sie dennoch das Referendariat ab“, ermutigte sie Uni-Vizepräsident Professor Wolfgang Riedel. Sinnvoll sei es, gleichzeitig nach Alternativen zu einer Staatsanstellung zu suchen: „An einer Privatschulen, in anderen Bundesländern oder auch in anderen Bildungsbereichen.“

Mit einem Quäntchen Glück ergattern Junglehrer sogar einen guten Job in der Wirtschaft. Riedel: „Die interessiert sich verstärkt für Menschen mit einem Lehramtsstudium.“ Keinesfalls dürften sich die Absolventen von der schwierigen Einstellungssituation entmutigen lassen: „Werden Sie tätig mit Ihrem Abschluss in der Hand!“

Ehrung der Prüfungsbesten

Zu jenen Absolventen und Absolventinnen, die sich keine Zukunftssorgen machen müssen, gehören Patricia Kleinhenz (Grundschule), Mirjam Hein (Hauptschule), Maria Lutz (Realschule), Sebastian Stark (Gymnasium) und Romana Moselewski (Sonderschule). Sie wurden als Prüfungsbeste ihres Lehramtsstudiengangs von Wolfgang Riedel geehrt.

Von Britta Schmidt

Ein Lauschangriff im Dienst der Wissenschaft

Es geht um Kommunikation und um Wissenserwerb. Roland Biernacki, Biologielehrer und Mitarbeiter der Fachgruppe Didaktik Biologie, erforscht das HOBOS-Projekt und untersucht, welche Methode am besten dafür geeignet ist, Schülern neuen Stoff zu vermitteln und Wissen langfristig zu verankern.

Man nehme eine achte Klasse eines Gymnasiums, verteile die Schüler nach dem Zufallsprinzip in Kleingruppen an verschiedenen Tischen und gebe ihnen jeweils die gleiche Aufgabe: herauszufinden, auf welche Weise Bienen die Temperatur in ihrem Stock regulieren. Hierzu greifen die Schülerinnen und Schüler zum einen auf Daten der HOBOS-Plattform zurück, zum anderen stehen den Gruppen Materialien zur Verfügung, um den physikalischen, aber auch chemischen Hintergründen auf die Spur zu kommen.

Die einzelnen Gruppen erhalten jedoch unterschiedlich detailliert ausformulierte Anleitungen. Während die eine Gruppe eine Art „Kochrezept“ erhält, das sämtlich Schritte exakt vorgibt, findet die zweite in ihrem Anleitungsbogen deutlich weniger Details. Und die dritte ist quasi ganz auf sich gestellt; sie erhält nur die Aufgabe, das Material und den Auftrag: „Löst das Problem!“ Die spannenden Fragen dabei lauten: Verändert die Art der Anleitung die Kommunikation innerhalb der Gruppe? Und welche Effekte hat dies auf Wissenserwerb und langfristige Behaltensleistung. Kurzum: bei wem ist das neu erworbene Wissen besser im Gedächtnis verankert?

Die Promotionsstudie

Die Antwort auf diese Frage sucht in den kommenden Monaten Roland Biernacki an der Universität Würzburg. Biernacki ist Lehrer für Biologie und Chemie am Gymnasium in Münner-

stadt – seit knapp einem halben Jahr allerdings nur noch mit der Hälfte seiner regulären Arbeitszeit. In der anderen Hälfte ist er Teil der Fachgruppe Didaktik Biologie der Universität. Er unterrichtet Studierende für das Lehramt am Gymnasium, gibt Seminare für angehende Referendare – und erforscht im Rahmen seiner Doktorarbeit „die Erfassung von aufgabenbezogener Schüler-Schüler-Interaktion im problemorientierten naturwissenschaftlichen Unterricht mit dem Ziel der Förderung der Kommunikationskompetenz“, wie sein Projekt wissenschaftlich korrekt heißt.

„Als Lehrer im Schulalltag bleibt leider für die wesentlichen Fragen wie: ‚Warum lernt ein Schüler? Und unter welchen Voraussetzungen tut er das am besten?‘, keine Zeit. Hier aber gibt es sie“, sagt Biernacki, wenn man ihn fragt, warum er an die Uni gegangen und dieses Thema für seine Promotion gewählt hat. Da Kommunikationskompetenz heute eine der wichtigsten Schlüsselqualifikationen für den beruflichen Erfolg sei, interessiere ihn außerdem die Frage, wie er seine Schüler optimal auf diese Anforderung vorbereiten kann. In diesem Zusammenhang nimmt Biernacki auch regelmäßig mit seinen Schülern am Wettbewerb „Jugend präsentiert“ der Klaus-Tschira Stiftung teil und gibt als Multiplikator Fortbildungen für Lehrkräfte in diesem Bereich.

Das Kommunikationsverhalten der Schüler spielt deshalb auch eine wichtige Rolle in Biernackis Doktorarbeit. „Als 2004 deutschlandweite Bildungsstandards an den Schulen festgelegt wurden, hat jedes Fach Kompetenzbereiche definiert, die jeder Schüler zu bestimmten Zeitpunkten beherrschen sollte. In der Biologie gehören dazu das Fachwissen, der selbständige Erkenntnisgewinn, die Bewertung – und eben die Kommunikationskompetenz“, erklärt Dr. Thomas Heyne, Leiter der Fachgruppe Didaktik Biologie, den dazu gehörigen Hintergrund.

Das Uni-Klassenzimmer stellt die Technik

Viel Technik ist notwendig, damit Roland Biernacki das Kommunikationsverhalten der Schüler in den Kleingruppen untersuchen kann. An der Universität Würzburg steht ihm diese im sogenannten Uni-Klassenzimmer zur Verfügung. Diese Einrichtung des Zentrums für Lehrerbildung und Bildungsforschung ZfL ging Ende 2012 offiziell in Betrieb. Tatsächlich handelt es sich dabei um zwei benachbarte Räume im Didaktikzentrum auf dem Hubland-Campus Nord. Während in dem einen Zimmer der Unterricht stattfindet, zeichnen Kameras und Mikrofone das Geschehen auf und übertragen es bei Bedarf in ein Nebenzimmer. Dort können dann beispielsweise Studierende zusammen mit ihren Dozenten den Unterricht live verfolgen und diskutieren.



Lehrer und Forscher: Roland Biernacki vor einer Schülergruppe aus Kitzingen.



Biene im Käfig: Eine Schülerin erforscht das Fressverhalten einer Honigbiene.

„Für uns ist es ein großes Glück, dass das Uni-Klassenzimmer existiert und dass es jetzt für unsere Zwecke modifiziert wurde“, sagt Thomas Heyne. Modifiziert heißt in diesem Fall: Zusätzliche Kameras wurden über jedem Gruppentisch aufgehängt und liefern Biernacki detaillierte Bilder von der Arbeit der jeweiligen Gruppen. Zusätzlich bekommt jeder Schüler ein Mikrofon. So kann Biernacki die Kommunikation am Tisch bis in alle Einzelheiten verfolgen und analysieren.

Detaillierte Sprechanalyse

Sind die Äußerungen der Schüler inhaltsbezogen, stehen sie im Zusammenhang mit der gestellten Aufgabe, mit dem Fach? Verwenden die Schüler die speziellen Fachbegriffe, setzen sie diese im richtigen Kontext ein? Diese und viele weitere Fragen wird Biernacki mit der Hilfe eines sogenannten „Analysebaums“ abarbeiten und dabei jede Menge Daten gewinnen. Zusätzlich müssen die Schüler mehrmals einen Fragebogen beantworten, der sich mit dem Leben in einem Bienenstock beschäftigt: Einmal vor Besuch des Uni-Klassenzimmers, dann direkt im Anschluss daran.

Wobei dazugesagt werden muss, dass die Schüler nicht nur zum Arbeiten in Kleingruppen an die Uni kommen. Bevor sie ihre Aufgaben bearbeiten, erhalten sie von Biernacki eine theoretische Einführung in den Stoff. Und anschließend können sie auf eher spielerische Art und Weise Bienen füttern, Blattläuse unter dem Mikroskop betrachten, verschiedene Honigsorten testen und das Arbeitszeug eines Imkers kennen lernen. Der dritte Test findet dann nach zehn Wochen statt.

„Es gibt ganz unterschiedliche Thesen darüber, wie sich die Anleitungsform auf die Kommunikation und das Wissen auswirken. Gesicherte Daten fehlen jedoch bislang“, sagt Biernacki. So lautet beispielsweise eine These, dass eine zu detailreiche Anleitung die Kommunikation der Schüler untereinander verhindert. Weniger Anleitungsschritte sollen den Austausch fördern, sprich: die Schülerinteraktion verbessern. Dann arbeitet das Gehirn anders, was nicht ohne Einfluss auf die Lern-Leistung bleibt. Genauso gut ist aber auch das Gegenteil denkbar: Schüler, die gar keine Anleitung erhalten, tun sich möglicherweise mit dem Lösen der Aufgabe so schwer, dass das Fachwissen dabei auf der Strecke bleibt.

Erfolgreiche Pilotstudie

Mehr als 120 Schüler hat Roland Biernacki inzwischen an seinem Experiment teilnehmen lassen; die Pilotstudie ist damit beendet. Nach der Analyse der Daten weiß Biernacki, dass die Technik funktioniert, die Aufgaben nicht zu schwer oder zu leicht sind und dass durch die Fragebögen der Studie tatsächlich das gemessen wird, was gemessen werden soll und nicht



Süßes Objekt: Unter dem Mikroskop lässt sich sehen, welche Honigsorte im Glas ist.



Am Ursprungsort: Eine Bienenwabe als Anschauungsobjekt gehört zum Experiment.



Demonstration im Freien: Am Ende des Experiments dürfen die Schüler einen Blick in einen echten Bienenstock werfen. (Alle Fotos: Gunnar Bartsch)

irgendwelche Artefakte, die zu verzerrten Ergebnissen führen würden. Im Herbst 2014 wird die eigentlich Studie starten; wenn alles klappt wie geplant, werden bis Herbst 2015 weitere 500 Schüler mitmachen. Genehmigungen hat sich der Biologe jedenfalls bei den Kultusministerien in Bayern, Hessen, Baden-Württemberg und Thüringen geholt.

Und dann? „Dann werden wir die Daten auswerten und hoffentlich eine Antwort auf unsere Fragen erhalten“, sagt Biernacki. Er selbst jedenfalls sei ziemlich gespannt. Dass ein Effekt nachweisbar sein wird: Dessen ist er sich sicher. Welcher das allerdings sein wird, werden erst die Ergebnisse zeigen.

Unterstützt wird der Biologe von den Bienenforschern der Universität Würzburg. Professor Jürgen Tautz und das von ihm gegründete Projekt HOBOS – die Honeybee Online Studies – versorgen Biernacki mit dem notwendigen Equipment und Know-how. Angefangen bei einem echten Bienenvolk im Garten des Didaktikzentrums bis zur sensorengestützten Hightech-Überwachung eines Bienenstocks im Internet.

Neuer Studiengang: Sprachtherapie und Logopädie

Als Modellversuch startet die Universität Würzburg in Kooperation mit der Caritas den neuen dualen Studiengang „Akademische Sprachtherapie und Logopädie“. Er startet im Wintersemester und ist bereits ausgebucht.

Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit Störungen der Sprache, des Sprechens, der Stimme und der Kommunikation brauchen professionelle therapeutische Hilfe. Die dazu nötige Fachkompetenz wird in Deutschland bislang auf zwei getrennten Wegen vermittelt: entweder in Studiengängen an Hochschulen oder im Rahmen einer Berufsausbildung in Logopädie.

Welche Nachteile die Ausbildungswege haben

Ein Nachteil des akademischen Wegs besteht darin, dass ein Studium nur Schwerpunktbildungen im Fach Sonderpädagogik/Sprachheilpädagogik erlaubt. Außerdem bewerten die Krankenkassen den Bachelor-Abschluss in Sonderpädagogik vor allem aufgrund fehlender fachpraktischer Anteile als „nicht generell zulassungsfähig“.

Die Berufsausbildung an einer Fachschule für Logopädie dagegen garantiert die Kassenzulassung aufgrund der staatlichen Abschlussprüfung. Ihr Nachteil liegt hauptsächlich in der fehlenden akademisch-wissenschaftlichen Qualifizierung der Absolventen, die international längst Standard ist.

Warum die Logopädie akademisch werden muss

Professor Detlef M. Hansen, „Berufsverbände, Wissenschaftler und Praktiker fordern seit vielen Jahren die Akademisierung der Logopädie in Deutschland“, sagt Professor Detlef M. Hansen, Inhaber des Lehrstuhls für Sprachheilpädagogik an der Universität Würzburg. „Das ist nicht nur der ständigen Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntnisse und der enormen Komplexität des interdisziplinären Gegenstandsbereichs geschuldet. Vielmehr bildet die Akademisierung die unabdingbare Basis für die Weiterentwicklung von Methoden und Instrumentarien der Sprachtherapie im Rahmen empirischer Anwendungsforschung. Dazu bedarf es wissenschaftlich qualifizierter Spezialisten, die über praktische Erfahrungen, das nötige Handlungswissen und solide Methodenkenntnisse zur Durchführung theoriegeleiteter empirischer Therapieforschung verfügen.“



Professor Detlef M. Hansen.
(Foto: privat)

Diesen zukunftsweisenden Weg geht die Uni Würzburg nun zusammen mit der Caritas-Schulen gGmbH in Form eines Modellversuchs, der beides miteinander verzahnt. Der duale Studiengang „Akademische Sprachtherapie und Logopädie“ startet im Wintersemester 2014/15. Die Resonanz darauf war sehr gut; für die 25 Plätze gab es mehr als 50 Bewerbungen.

Wie der Studiengang gestaltet ist

Integraler Bestandteil des Studiengangs ist die stark praxisbezogene Ausbildung an der Würzburger Caritas-Berufsfachschule für Logopädie. Dort werden die Studierenden sechs Semes-

ter lang ausgebildet; parallel dazu absolvieren sie in sieben Semestern ein grundständiges akademisches Studium an der Universität Würzburg.

Der wissenschaftliche Teil der Ausbildung liegt im Verantwortungsbereich der Universität, der Praxisteil bei der Schule. Die angehenden akademisch qualifizierten Sprachtherapeuten und Logopäden sind während der Studienzeit als Studierende an der Universität und zugleich an der Berufsfachschule eingeschrieben.

Entwickelt wurde der interdisziplinäre Studiengang vom Lehrstuhl für Sprachheilpädagogik in Kooperation mit der Berufsfachschule. Er bestreitet sein umfangreiches universitäres Lehrangebot durch eine enge Zusammenarbeit von Medizinischer Fakultät, Institut für Psychologie und Institut für Sonderpädagogik.

Mehrwert für akademisch qualifizierte Logopäden

Im Würzburger Studiengang „Akademische Sprachtherapie und Logopädie“ erwerben die Absolventen gleich zwei berufsqualifizierende Abschlüsse: die staatliche Anerkennung für Logopädie mit Vollzulassung der Krankenkassen und den akademischen Grad „Bachelor of Science“.

„Zusätzlich zur praktischen Berufsausübung auf dem weiten Feld der Sprachtherapie öffnet der Bachelor-Abschluss den akademisch ausgebildeten Logopäden Türen zu weiterer Qualifizierung in Master- und Promotionsstudiengängen und zu eigenständiger wissenschaftlicher Tätigkeit in der Sprachtherapieforschung“, so die Leitung der Berufsfachschule, Markus Heinzl Mania und Angela de Sunda.

Nicht zuletzt gewinnt man mit dem Modellversuch Anschluss an internationale Standards: In anderen Ländern ist die Logopädie längst eine interdisziplinäre akademische Disziplin. Der neue Bachelor qualifiziert seine Absolventen somit für Arbeitsplätze im Ausland ebenso wie für internationale Forschungsprojekte.

Ähnliche Modellversuche sind selten

Möglich wird der Modellversuch durch eine gesetzliche Modellklausel: Sie betrifft die Einführung von Studiengängen für Therapieberufe und wurde 2009 vom Bundesrat beschlossen. Für die Logopädie existieren unter dieser Modellklausel bundesweit bislang wenige Fachhochschul- und nur zwei Universitätsstudiengänge, nämlich in Aachen und in Erlangen. Bundesweit einmalig ist bisher das Würzburger Modell, bei dem ein privater Schulträger und eine staatliche Universität kooperieren.

Prost Mahlzeit und Amen

In der Kirche essen und trinken? Das kann für Ärger in der Gemeinde sorgen. Anderswo ist es hingegen normaler Bestandteil des Gemeindelebens. Welche Angebote es in den verschiedenen Kirchen in Deutschland gibt, hat der Liturgiewissenschaftler Guido Fuchs erforscht. Die Ergebnisse liegen jetzt vor.

Immer am Pfingstmontag lädt die evangelisch-lutherische Salvatorgemeinde Untersiemau zu einem „Wirtshausgottesdienst“ ein. Der Gottesdienst findet an den Tischen statt, die Teilnehmer bestellen sich vor Beginn ihre Getränke. Passend dazu stand die Predigt im vergangenen Jahr unter der Überschrift: „Wer isst, der sündigt nicht“. Zum Gottesdienst in die Kneipe? Das gibt es immer öfter. Denn Essen und Trinken spielen zunehmend eine Rolle in Kirchen und in Gottesdiensten.



Brot zum Wein anstelle einer geweihten Hostie? In der katholischen Kirche ist das undenkbar. Andere Konfessionen sehen das entspannter.

Wie groß das Spektrum der Angebote ist, wie stark diese sich zwischen den Konfessionen unterscheiden und wie die Verantwortlichen und die Gemeindeglieder darauf reagieren, hat der Liturgiewissenschaftler Professor Guido Fuchs in den vergangenen Jahren untersucht. Das Ergebnis seiner Arbeit, die vom Verein „Andere Zeiten e. V.“ unterstützt wurde, liegt jetzt als Buch vor. Sein Fazit: „Es ist erstaunlich, was es alles gibt!“

Wenn die Kneipe zum Gotteshaus wird

Zum Beispiel „Brunch & Pray“ – ein ökumenischer Gottesdienst mit Live-Musik, Filmausschnitten und anschließendem Brunch in der Kirche, zu dem die evangelische Gemeinde St. Johannis in Würzburg regelmäßig einlädt. Die Besucher bringen dazu selbst gebackene Kuchen, einen Salat oder einen anderen Snack mit. Oder die Baptisten: Während die katholische Kirche sich schwer damit tut, Essen und Trinken in der Kirche zuzulassen, ist es in manchen Baptistengemeinden üblich, in den Gottesdiensträumen ein Mittagessen zu veranstalten oder zu Kaffee und Kuchen einzuladen und damit den Gemeinschaftsaspekt erlebbar zu machen. Ganz zu schweigen von der Heilsarmee: Für deren Anhänger geht es gar nicht um die Frage, ob ein Essen in einem gottesdienstähnlichen Raum stattfinden darf. Für sie kann sogar ein Kneipe zum „Gotteshaus“ werden, wenn Gott von ihr „Besitz ergreift“.

Guido Fuchs ist außerplanmäßiger Professor am Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft der Universität Würzburg. Schon seit etlichen Jahren beschäftigt er sich mit dem Thema „Essen und Trinken in Gottesdienst und Kirchenraum“, wie der Untertitel seines neuen Buchs „Ma(h)l anders“ lautet. „Ich habe gesehen, dass es in diesem Zusammenhang viele interessante Gottesdienstformen gibt, aber kaum Literatur darüber“, sagt er. Für einen katholischen Theologen mag dieses Forschungsgebiet ungewöhnlich sein. Denn während viele Menschen gutes Essen, viel trinken und ganz allgemein Genuss in der Regel mit Katholiken assoziieren und bei Protestanten eher an trockenes Knäckebrötchen und Verzicht denken, sieht das in der gottesdienstlichen Praxis beider Konfessionen eher umgekehrt aus.

Strikte Regeln in der katholischen Kirche

„In der katholischen Kirche sind die Möglichkeiten extrem stark eingeschränkt“, sagt Guido Fuchs. So heißt es in der entsprechenden Vorschrift, der Instruktion *Redemptionis Sacramentum*: „Die Feier der heiligen Messe darf in keiner Weise in den Kontext eines gemeinsamen Mahls eingefügt oder mit einem solchen Mahl in Beziehung gebracht werden.“ Die Messe dürfe auch nicht an einem Ort gefeiert werden, an dem Mahlzeiten eingenommen werden, und auch nicht in einem Raum, in dem sich Speisen befinden. Damit sind Angebote, wie sie in evangelischen und freikirchlichen Gemeinden immer zahlreicher anzutreffen sind, in katholischen Gemeinden prinzipiell untersagt. „Ein großer Verlust für uns“, findet Fuchs.



Essen und Trinken haben es Guido Fuchs ange-tan – zumindest als Forschungsgegenstand im Rahmen der Liturgiewissenschaft.

(Foto: Gunnar Bartsch)

Dabei spricht seiner Meinung nach viel dafür, dass Gottesdienste wirkliche Mahlzeiten integrieren oder nach sich ziehen: „Das würde mehr dem Handeln Jesu entsprechen“, sagt er. Jesus war immer wieder mit anderen Menschen zum gemeinsamen Essen und Trinken beisammen – „das war eine Form seiner Verkündigung des Reiches Gottes an die Menschen.“ Wenn die Kirche ihren Besuchern öfter Mahlzeiten anbieten würde, sei das ein Weg, „den Alltag in den Bereich des Heiligen hinein zu bringen“. Darüber hinaus schaffe Essen immer auch Kommunikation. Beim „Frühstückgottesdienst“ wie er in manchen evangelischen Gemeinden stattfindet, kommen die Teilnehmer am gemeinsamen Tisch untereinander über den Glauben ins Gespräch, statt nur stumme Zuhörer einer Predigt zu sein.

Im Abendmahl steckt die Mahlzeit drin

Eigentlich ist eine Mahlzeit zentrales Element vieler Gottesdienste: Mit der Eucharistiefeier erinnern Christen an Jesu letztes Abendmahl im Kreise seiner Jünger. Beim Verzehr von Brot und Wein folgen sie seinem Wort: „Esst, trinkt, tut dies zu meinem Gedächtnis“. Doch auch hier finden sich Unterschiede zwischen den beiden Kirchen: Während Protestanten vom Abendmahl sprechen und dabei den Aspekt des Mahles betonen, war bei Katholiken lange Zeit vom Messopfer die Rede. Wenn dann auch noch, wie in vielen katholischen Gemeinden noch immer üblich, nur eine Hostie ausgegeben und auf Wein für die Gläubigen gänzlich verzichtet wird, verbietet es sich nach Guido Fuchs' Meinung geradezu, von einem „Mahl“ zu sprechen.

Nicht jedes Angebot, auf das er während seiner Recherchen gestoßen ist, gefällt dem Theologen. Die Grenzen sieht er dort überschritten, wo die religiösen Gefühle anderer verletzt werden. So sorgte es für Ärger, als der Bischof von Hildesheim während der Restaurierung des Doms die Bauarbeiter zum Spanferkel-Essen im Dom und zu „Kölsch statt Kelch“ einlud, wie geschrieben wurde. Obwohl dem aus Sicht der Kirche nichts entgegensteht – der Dom war für die Zeit der Bauarbeiten „entweiht“ worden. Auch wenn ein Angebot „ins Kitschige“ geht, zuckt Fuchs bisweilen zusammen, beispielsweise, wenn bei einem Valentinsdinner in der Kirche Kerzen in Herzform um den Altar aufgestellt werden und die Paare sich innerhalb dieses Herzens versammeln. „Hier wird Gottesdienst auf Stimmung reduziert“, findet er.

Nächster Plan: Eine Ausstellung

Den Anspruch der Vollständigkeit erhebt Guido Fuchs in seinem Buch nicht. Dazu sei das Thema zu sehr in Bewegung: „Viele Angebote sind nur kurzlebig, nach ein paar Jahren können sie schon wieder verschwunden sein“, sagt er. Er habe sich deshalb auf eine historisch-systematische Darstellung konzentriert: Welche Angebote gibt es, worin liegen ihre Wurzeln, was ist erlaubt und was nicht – auf diese und weitere Fragen will der Theologe Antwort geben.

Mit der Veröffentlichung des Buches ist seine Arbeit im Bereich der religiösen Kulinaristik allerdings noch nicht getan. Jetzt plant Guido Fuchs eine Ausstellung, in der die Zusammenhänge „sinnenhaft aufbereitet“ und alltagsnah dargestellt werden. Diese Ausstellung könne dann durch die Gemeinden wandern. Auch wenn er glaubt, dass die Realisierung schwierig wird, einen Namen hat er bereits: „Gott und Gaumen“.

Guido Fuchs: Ma(h)l anders. Essen und Trinken in Gottesdienst und Kirchenraum. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2014. 256 S., 21 Textabbildungen, 24,95 Euro. ISBN 978-3-7917-2574-1

Hochrangiger Preis für Christian P. Speer

Professor Christian P. Speer hat von der Europäischen Gesellschaft für Perinatalmedizin den „Maternité Prize“ erhalten. Die hochrangige Auszeichnung ehrt den Direktor der Würzburger Universitäts-Kinderklinik vor allem für seine wissenschaftlichen Beiträge zur Früh- und Neugeborenenmedizin.

Die European Association of Perinatal Medicine (EAPM) verleiht mit dem Maternité Prize alle zwei Jahre eine der international wichtigsten Auszeichnung in der Früh- und Neugeborenenmedizin. In diesem Jahr ging der mit 5.000 Euro dotierte Preis an Professor Christian P. Speer, Direktor der Würzburger Universitäts-Kinderklinik. In seiner Laudatio unterstrich Umberto Simeoni, Präsident der EAPM, vor allem die weltweite Bedeutung von Speers wissenschaftlichen Leistungen.



Professor Christian P. Speer bei der Verleihung des Maternité-Preises in Florenz.

(Foto: EAPM)

Surfactant rettete viele Leben

Der heute 61-jährige Speer arbeitete seit dem Jahr 1986 an der internationalen klinischen Entwicklung und Optimierung eines Lungenfaktors mit: Der sogenannte Surfactant fehlt vielen Frühgeborenen bei der Geburt. Ohne diese körpereigene Substanz, die die Lungenbläschen stabilisiert, kann bei den Frühgeborenen ein akutes Lungenversagen eintreten. Mit der Gabe von nur einem Milliliter eines aus Tierlungen gewonnenen Surfactants in die Atemwege des Frühgeborenen kann diese lebensbedrohliche Krankheit aber wirksam gebannt werden.

Laut Simeoni ist die Surfactant-Therapie einer der größ-

ten Erfolge in der Neugeborenenmedizin. Sie habe bislang weltweit über eine Million Frühgeborenen das Leben gerettet.

Erkenntnisse zu Lungenentzündungen

Als weiteren wissenschaftlichen Erfolg Speers und seiner Arbeitsgruppe nennt die Preisbegründung das Beschreiben von Entzündungsmechanismen, die bei einigen Frühgeborenen zu einer bleibenden Schädigung der Lungenstruktur und -funktion führen können. „Unsere Erkenntnisse lassen hoffen, dass wir in Zukunft neue präventive und therapeutische Ansätze finden, die vielen Hochrisikokindern ein Leben ohne Einschränkungen der Lungenfunktion ermöglichen werden“, sagt Speer.

Dank an die Mitstreiter

Bei der Preisverleihung dankte der Professor seinen internationalen Mitstreitern und seinen Arbeitsgruppen in Göttingen, Tübingen und Würzburg. Einen speziellen Dank richtete er an die Verantwortlichen der Würzburger Universität und des Universitätsklinikum Würzburg, die ihm ein klinisches und wissenschaftliches Arbeiten in einem hervorragenden Umfeld ermöglichen.

Quasi im Gegenzug zeigte sich der Ärztliche Direktor des Klinikums, Christoph Reiners, hoch erfreut über die Auszeichnung Speers: „Wir sind sehr stolz, mit Ihnen als erstem deutschen Maternité-Preisträger einen weltweit so anerkannten Experten in unseren Reihen zu haben.“

Quelle: Pressemitteilung des Universitätsklinikums Würzburg

Gut ins Physik-Studium starten

Wer an der Uni Würzburg Physik oder ein physiknahes Fach studieren will und sein Schulwissen nicht mehr richtig parat hat, kann es in einer Sommerschule auffrischen und vertiefen. Es sind noch Plätze frei, los geht's am Montag, 11. August. Auch andere Fächer bieten solche Vorkurse an.

Zunehmend kommen Studienanfänger an die Universitäten, bei denen wichtiges Grundlagenwissen aus der Schule vergessen wurde oder nicht präsent ist. Das hat mehrere Ursachen. Zum einen steht für viele junge Leute nach dem Abitur ein längerer Aufenthalt im Ausland oder ein freiwilliges soziales Jahr auf dem Programm. Zum anderen gibt es inzwischen auch Wege, ohne Abitur eine Hochschulzugangsberechtigung zu erhalten. Aber auch Anfänger, die ihr Studium gleich nach dem Abitur aufnehmen, haben oft noch Übungsbedarf.

Die Uni Würzburg will allen Studierenden mit ihren unterschiedlichen Bildungswegen einen möglichst guten Start ins Studium ermöglichen. Nachdem auch die Würzburger Physik einen erhöhten Übungsbedarf festgestellt hat, bietet sie seit 2013 die vierwöchige „Sommerschule zum Studieneinstieg Physik“ an. In deren Verlauf wird grundlegender Schulstoff der Mathematik und Physik wiederholt und vertieft.

Zielgruppe und Ablauf der Sommerschule

Die Sommerschule dauert vier Wochen. Sie richtet sich besonders an Leute, die an der Uni Würzburg Physik oder ein physiknahes Fach wie Nanostrukturtechnik studieren wollen. Aber auch für angehende Mathematiker oder Informatiker, die Physik als Nebenfach nehmen möchten, ist die Sommerschule geeignet.

„Wir wiederholen den Schulstoff aus Mathematik und Physik, der für einen guten Start in ein Studium der Physik oder eines physiknahen Faches wichtig ist“, sagt Dr. Svenja Hümmer. Sie leitet die Sommerschule zusammen mit Marco Wagner. Vormittags wird der Stoff in Vorlesungen wiederholt, nachmittags wird er in Übungen mit entsprechend geschulten, fortgeschrittenen Studierenden gefestigt.



Integrale, Flächen & Co.: Schulstoff der Mathematik und Physik wird für Studienanfänger der Uni Würzburg in einer Sommerschule wiederholt.

(Zeichnung: Svenja Hümmer)

Gute Erfahrungen gemacht

Das Konzept greift offenbar sehr gut: „Alle 13 Teilnehmer der ersten Sommerschule haben gesagt, dass es ihnen für den Einstieg ins Studium und fürs erste Semester viel gebracht hat“, erzählt Svenja Hümmer. In diesem Sommer stehen 50 Plätze zur Verfügung. Die Kurse fangen am Montag, 11. August, an. Anmelden kann man sich bis zu dem Tag, an dem es losgeht.

Anmeldung: www.physik.uni-wuerzburg.de/studium/studieneinstieg/sommerschule

Die Sommerschule Physik ist Teil des Tutoren- und Mentorenprogramms KOMPASS. Damit will die Universität Würzburg die Betreuung und Beratung der Studierenden weiter verbessern.

Vorkurse auch in anderen Fächern

Um ihren Erstsemestern einen optimalen Start ins Studium zu verschaffen, bietet die Uni Würzburg auch in vielen anderen Fächern spezielle Vorkurse an. In den **Geisteswissenschaften** geht es am 15. September los; dort stehen bislang Vorkurse in Anglistik, Romanistik, Germanistik, Geschichte, Slavistik und Klassischer Philologie fest. Die Teilnahme ist freiwillig, wird von der Universität aber empfohlen. Finanziell unterstützt werden diese Vorkurse – ebenso wie das Programm KOMPASS – im „Qualitätspakt Lehre“. Das Geld dafür stammt vom Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Kurz vor Semesterbeginn folgen dann Vorkurse in den **MINT-Fächern** (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik). Angehende Studierende bekommen dort eine Einführung ins Programmieren, sie lernen Grundbegriffe und Beweismethoden in der Mathematik kennen sowie Rechenmethoden der Physik. Diese drei MINT-Vorkurse werden zweimal in zwei Blöcken angeboten; der erste startet am 16. September, der zweite am 24. September. Zusätzlich findet am Donnerstag, 2. Oktober, ein MINT-Tag mit weiteren Informationsveranstaltungen statt.

Hilfe bei Höhenangst

Menschen, die Höhenangst haben und etwas dagegen unternehmen wollen, können an einem Forschungsprojekt der Universität und des Universitätsklinikums Würzburg teilnehmen.

Das Zentrum für Psychische Gesundheit der Universität und des Universitätsklinikums bietet Menschen mit Höhenangst die Möglichkeit, an einer neuen Therapie in einer virtuellen Realität teilzunehmen. Dabei wird überprüft, ob die Stimulation einer bestimmten Gehirnregion, die für das Verlernen von Angst wichtig ist, die Angst vor Höhen besser reduziert als herkömmliche Therapien.

Der Zeitaufwand beträgt rund zehn Stunden, verteilt auf fünf Sitzungen über vier Wochen hinweg. Die Termine werden persönlich abgesprochen. Die Sitzungen finden in Würzburg statt, die Teilnahme an der Therapiestudie ist kostenlos.

Interessierte sollen sich bei PD Dr. Martin J. Herrmann vom Zentrum für Psychische Gesundheit melden, T (0931) 201-76650 (Mo-Fr, 9-15 Uhr)

„HOLD ON...!“- ein Aufruf an kreative Köpfe

Für einen neuen E-Learning-Kurs an der Virtuellen Hochschule Bayern suchen Nachwuchswissenschaftler der Uni Würzburg die passende Bebilderung. Sie haben deshalb einen Fotowettbewerb ins Leben gerufen. Kurs und Wettbewerb drehen sich um das Thema „Interkulturalität, Ethik und Recht“.

Ab dem Wintersemester 2014/15 bietet der Würzburger Strafrechtler Professor Eric Hilgendorf einen interdisziplinären E-Learning-Kurs mit Inhalten der Rechts- und Kulturwissenschaften an, den Studierende aller bayerischen Hochschulen kostenlos über die Virtuelle Hochschule Bayern belegen können. Der Kurs richtet sich einerseits an angehende Juristen, andererseits aber auch explizit an Studierende anderer Fachdisziplinen. „Ziel ist es, einen innovativen Kurs für das Selbststudium anzubieten, der nicht nur hoch informativ, sondern auch ansprechend und abwechslungsreich gestaltet ist“, so Hilgendorf.

Um die Lerninhalte zu veranschaulichen, ist das Projektteam derzeit auf der Suche nach Fotos zum Kursthema. Ganz spontan kam schließlich die Idee auf, einen Fotowettbewerb ins Leben zu rufen, an dem sich jedermann – egal, ob Student oder nicht (mehr) – beteiligen kann. Inspiriert durch den französischen Filmregisseur Robert Bresson (1901-1999) wurde das folgende Motto gewählt: „Mach sichtbar, was ohne dich vielleicht nie wahrgenommen wäre.“ In diesem Sinne sind in den nächsten Tagen außergewöhnliche Bildideen zu Phänomenen aus den Sphären von Recht und Kultur gefragt.



Shooting Girl by York Berlin.

Flickr.com CC BY-ND 2.0

Alle Teilnahme-Informationen sind zu finden unter www.jura.uni-wuerzburg.de/hold-on

Einsendeschluss ist Sonntag, der 10. August 2014. Der Hauptgewinner darf im Rahmen eines eintägigen Segelflug-Schnupperkurses den Raum Würzburg einmal aus der Luft erkunden; außerdem gibt es weitere Preise.

Zum Hintergrund

Bei Kultur, Ethik und Recht handelt es sich um Konzepte, denen in einer globalisierten Lebenswelt auf vielfältige Weise Relevanz zukommt. Die im Schnittstellenbereich bestehenden Wechselwirkungen sind mannigfaltig und im alltäglichen Handeln oftmals nicht bewusst. Was Menschen moralisch als Recht und Unrecht empfinden, steht in unmittelbarem Zusammenhang mit ihrer sozio-kulturellen Prägung.

Doch nicht nur das subjektive Rechtsempfinden, sondern auch das geschriebene Recht ist ein „Kulturphänomen“. Seine Interpretation, Auslegung und Weiterentwicklung lassen sich stets auf kulturelle Werte zurückführen – kurzum: Recht ist Kultur. Wer ausschließlich mit seinem eigenen Rechtssystem vertraut ist, kann das Ausmaß seiner kulturellen Bedingtheit nur schwer erkennen. Solche „blinden Flecken“ in der individuellen Wahrnehmung können vor allem in der (interkulturellen) Berufspraxis fatale Folgen haben – im juristischen Kontext etwa im Rahmen eines Gerichtsprozesses.

Erst die Auseinandersetzung mit dem „Anderen“ und „Unvertrauten“ eröffnet neue Perspektiven und befähigt zu einer tieferen Reflexion und Bewusstwerdung über die eigene Kultur.

Rätselhafte Tonfiguren vom Nil

Wer im Sommerurlaub nicht selbst nach Ägypten reisen kann, hat auch in Würzburg Gelegenheit, sich mit den Rätseln im Land der Pyramiden zu befassen: Das Martin-von-Wagner-Museum zeigt Tonfiguren vom Nil. Die Ausstellung wurde bis 5. Oktober verlängert und bietet jetzt auch ein Quiz.

„GRIECHISCH-ÄGYPTISCH: Tonfiguren vom Nil“, so heißt eine aktuelle Sonderausstellung im Martin-von-Wagner-Museum der Uni Würzburg im Südflügel der Residenz. Die Schau zeigt griechisch-römische Statuetten aus Ägypten.

Die Figuren erlauben Einblicke in die populäre Alltagskunst Ägyptens in der Zeit nach der Eroberung durch Alexander den Großen und unter den römischen Kaisern. Damals lebte am Nil ein Völkergemisch aus Griechen, Römern und Ägyptern – und damit eine der frühesten multikulturellen Gesellschaften der Menschheit.



Der Lastenträger, eine Tonfigur aus der aktuellen Ausstellung im Martin-von-Wagner-Museum. (© Martin-von-Wagner-Museum, Foto: Josef Neckermann)

Eine bunte Welt aus Göttern, Menschen und Tieren führt den Besuchern vor Augen, wie die verschiedenen Bevölkerungsgruppen damals zu einer gemeinsamen Sprache der Bilder fanden. Diese Sprache drückt religiöse Überzeugungen ebenso aus wie Träume vom irdischen Glück.

Neu: Quiz zur Ausstellung

Das Museum hat die Figurenausstellung jetzt bis Sonntag, 5. Oktober, verlängert. Ab sofort können die Besucher auch an einem offiziellen Quiz zur Ausstellung teilnehmen. Wer alle Rätsel richtig löst, bekommt an der Museumskasse eine kleine Überraschung.

Öffnungszeiten

Dienstag bis Samstag 13:30 bis 17:00 Uhr, jeden zweiten Sonntag 10:00 bis 13:30 Uhr. Eintritt: Erwachsene zwei Euro, Schüler/Studierende frei.

Kontakt

Martin-von-Wagner-Museum der Universität Würzburg, Residenzplatz 2a, T (0931) 31-82282, museum.ant@uni-wuerzburg.de



Harpokrates mit Vogel (© Martin-von-Wagner-Museum, Foto: Josef Necker-mann)

Gütesiegel für die Unibibliothek

Die Universitätsbibliothek Würzburg tut sehr viel, um auch ihre Nutzer aus Schulen gut zu betreuen. Dafür hat sie erneut das Gütesiegel „Partner der Schulen“ verliehen bekommen.

Insgesamt 61 bayerische Bibliotheken sind am 21. Juli in München mit dem Gütesiegel „Bibliotheken – Partner der Schulen“ geehrt worden. Diese Auszeichnung des bayerischen Kultusministeriums ging an neun wissenschaftliche und 52 öffentliche Bibliotheken aus allen Teilen des Freistaats. Unter den Preisträgern waren erneut die Universitätsbibliothek (UB) und die Stadtbücherei Würzburg.

Staatssekretär Bernd Sibler, der auch Vorsitzender des Bayerischen Bibliotheksverbands ist, würdigte die Leistungen der Ausgezeichneten: „Die öffentlichen und wissenschaftlichen Bibliotheken sind seit jeher unentbehrliche Einrichtungen des Kulturstaats und Wissenschaftsstandorts Bayern. Als Bildungspartner der Schulen leisten sie einen wertvollen Beitrag zur Leseförderung und zur Vermittlung von Informationskompetenz und Recherchefähigkeiten.“

Die Leistungen der Unibibliothek

Das Gütesiegel geht an Bibliotheken, die besonders intensiv und beispielhaft mit Schulen zusammenarbeiten. Die UB Würzburg erhält diese Auszeichnung zum fünften Mal in Folge für ihr Engagement bei der Unterstützung des schulischen Bildungsauftrags.

Für Schulklassen bietet die UB Einführungen an, die speziell auf die Anforderungen des Gymnasiums zugeschnitten sind. Vertieft werden die Inhalte der Einführungen in Intensivkursen, die auf das Thema des W-Seminars abgestimmt sind. Spezielle Schülerfragestunden und ein Online-Tutorial runden das Angebot ab.

Im Jahr 2013 hat die UB 196 Veranstaltungen mit insgesamt 4.452 Schülern aus Unterfranken und angrenzenden Regionen durchgeführt – alles potentielle Studierende der Universität Würzburg.

Auswahl durch eine Fachjury

In Sachen Gütesiegel wählte eine Fachjury die Preisträger in einem Bewerbungsverfahren aus. Ihr gehörten je ein Vertreter der Landesfachstelle für das öffentliche Bibliothekswesen der Bayerischen Staatsbibliothek, des Staatsinstituts für Schulqualität und Bildungsforschung, des St. Michaelsbundes, des Berufsverbandes Information Bibliothek und verschiedener Sparten wissenschaftlicher Bibliotheken an.

Die Auszeichnung wird seit 2006 vergeben. Ihre Initiatoren und Organisatoren sind die Landesfachstelle für das öffentliche Bibliothekswesen der Bayerischen Staatsbibliothek und das Staatsinstitut für Schulqualität und Bildungsforschung.



Mit dem Gütesiegel von „Bibliotheken – Partner der Schulen“ darf sich die Unibibliothek Würzburg jetzt schon zum fünften Mal in Folge schmücken.

Sonderkonzerte auf dem Carillon

Gleich drei Gastkonzerte finden in den nächsten Wochen auf dem Carillon der Universität Würzburg statt. Der US-amerikanische Carilloneur George Matthew macht am Mittwoch, 30. Juli, den Auftakt. Der Eintritt ist frei.

Regelmäßig im Sommer lädt Würzburgs Universitätscarilloneur Jürgen Buchner Musikkollegen dazu ein, Konzerte auf dem Carillon der Neubaukirche zu geben. Das Glockenspiel ist am besten im Innenhof der Alten Universität zu hören. Die Konzerte beginnen jeweils um 17:30 Uhr und dauern etwa eine halbe Stunde. Der Eintritt ist frei.

30. Juli: George Matthew

Das erste Konzert gibt am Mittwoch, 30. Juli George Matthew, Middlebury/Vermont (USA). Matthew ist Carilloneur des Middlebury College und der Norwich University, die beide im US-Staat Vermont liegen.

6. August: Marcel Siebers

Am 6. August kommt der Holländer Marcel Siebers nach Würzburg. Siebers ist dort Carilloneur von Cuijk, Emmerich und Venlo.

13. August: Marc van Bets

Der Belgier Marc van Bets bildet den Abschluss der Konzertreihe mit Gastspielern. Van Bets kommt aus Mechelen in Belgien. Er ist dort Carillonneur an der Sankt Rombouts-Kathedrale.

Weitere Konzerte

Neben diesen drei Sonderkonzerten lässt Universitätscarillonneur Jürgen Buchner das Würzburger Carillon immer mittwochs um 17:30 Uhr erklingen. Er spielt das Instrument also ab dem 20. August wieder wöchentlich. Die Carillon-Saison beendet er mit dem Weihnachtskonzert der Universität im Dezember.

Filmabend: Robot & Frank

Roboter im Alltag: Was ist Realität, was Science Fiction? Darum geht es am Donnerstag, 21. August, bei einem Filmabend auf der MS Wissenschaft. Das Schiff legt an diesem Tag in Würzburg an, als Experte kommt Professor Marc Erich Latoschik von der Uni Würzburg mit an Bord.

Cyborgs, mitfühlende Maschinen, selbstlenkende Autos: Wo hört beim Thema „Roboter“ die Wissenschaft auf und wo fängt die Phantasie an? Darum dreht sich ein wissenschaftlicher Filmabend am Donnerstag, 21. August, an Deck der MS Wissenschaft. Das Ausstellungsschiff steuert an diesem Tag die Liegestelle Viehmarktplatz an der Friedensbrücke an und bleibt bis 24. August.



Frank und sein Pflegeroboter.

(Foto: Senator Filmverleih 2012)

Professor Marc Erich Latoschik, Inhaber des Lehrstuhls für Mensch-Computer-Interaktion der Universität Würzburg, erklärt bei dem Filmabend die wissenschaftlichen Hintergründe der Tragikomödie „Robot & Frank“ (USA, 2012). Er beantwortet auch Fragen der Besucher.

Der Filmabend beginnt um 19 Uhr, Einlass ist um 18:30 Uhr. Der Eintritt ist frei. Organisiert wird der Abend von der Initiative Wissenschaft im Dialog in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Mensch-Computer-Interaktion.

Über den Film „Robot & Frank“

In einer nahen Zukunft sind überall menschenähnliche Roboter von beachtlicher Intelligenz im Einsatz. Überzeugt davon, dass auch der alte und immer vergesslicher werdende Juwelendieb Frank sein Leben zu Hause ohne technischen Helfer nicht mehr bewältigen kann, zwingen ihm seine Kinder einen Pflegeroboter auf. Daraufhin gerät Franks Alltag gewaltig durcheinander.

Fakten zur MS Wissenschaft

Die diesjährige Tour der MS Wissenschaft steht unter dem Motto „Digital unterwegs“. SMS, Online-Banking, Apps, Datenbrillen und smarte Computer im Operationssaal beweisen: Digital ist überall. Welche Rolle Wissenschaft und Forschung dabei spielen, zeigt die Ausstellung auf dem Schiff. Sie will Nutzen und Chancen der digitalen Revolution sichtbar machen, thematisiert aber auch Risiken und Nebenwirkungen.

Die Tour der MS Wissenschaft führt durch 38 Städte in Deutschland und Österreich. Das Schiff ist voll beladen mit Wissenschaft zum Anfassen. Es lädt alle Interessierten ein, an Bord zu kommen und selbst auszuprobieren, wie Wissenschaft funktioniert.

Erster Platz für die Payever UG

Ausgelassene Stimmung bei den Firmengründern der Payever UG: Das aus der Universität Würzburg entstandene Unternehmen hat den Businessplan-Wettbewerb Nordbayern und damit ein Preisgeld von 10.000 Euro gewonnen.

Viktor Butsch, Patrick Cölle, Martin Saigger und Artur Schlaht können sich glücklich schätzen: Mit ihrer Firma Payever UG haben sie am Abend des 23. Juli die dritte und letzte Phase des Businessplan-Wettbewerbs Nordbayern 2014 für sich entschieden. Den mit 10.000 Euro dotierten ersten Preis bekamen sie in Fürth verliehen. Insgesamt hatten sich 51 Gründungsprojekte beteiligt.

Die Gründer von Payever haben an der Uni Würzburg Wirtschaftswissenschaften studiert und sich dabei als Macher mit Praxisnähe erwiesen: Ihr Unternehmen ermöglicht es den Betreibern von Onlineshops, die Kunden schnell und einfach auf verschiedenen Wegen bezahlen zu lassen. Selbst der Kauf auf Raten ist möglich. „Dabei erfordert unsere Lösung so gut wie keine Integration bei den Händlern“, sagt Viktor Butsch: Nur ein kleiner HTML-Schnipsel werde in den Onlineshops oder in E-Mails integriert.

„Bis jetzt haben wir rund 1200 Online-Händler in Europa und den USA für unsere Lösung gewonnen“, freut sich Artur Schlaht, Chief Executive Officer von Payever. Dabei soll es aber nicht bleiben. In der nächsten Zeit will das Team noch mehr Märkte erschließen, besonders auch im Ausland. Online findet sich Payever unter www.payever.de

Zum Beschleunigen nach Berlin

Nach dem Sieg im Businessplan-Wettbewerb steht gleich das nächste Ereignis an, das der jungen Firma einen weiteren Beschleunigungsimpuls geben dürfte: Am 17. August fahren die



Martin Saigger, Viktor Butsch, Artur Schlaht und Patrick Cölle (von links) sind mit ihrer Payever UG die Gewinner des Businessplan-Wettbewerbs Nordbayern 2014. Auf dem Foto fehlt Teammitglied David Zakoth.

(Foto: Karen Koehler, BPW Nordbayern)

vier Gründer nach Berlin. Dort nehmen sie vier Monate lang am Accelerator-Programm der Firma Microsoft teil.

„Für dieses Förderprogramm wurden aus 500 Einreichungen neun Teams ausgewählt“, sagt Schlaht. „Wir bekommen in dem Programm Zugang zu Mentoren und zum IT-Knowhow der Firma und vermutlich auch Zugang zu Investoren.“

Förderer an der Universität

Auf Mentoren kann sich das Team auch an der Universität Würzburg verlassen. Hier werden die Gründer von den Wirtschaftsinformatik-Professoren Frédéric Thiesse und Axel Winkelmann gefördert. „Ohne diese absolut wertvolle Unterstützung, etwa beim Erstellen unseres Businessplans, wären wir sicher nicht so erfolgreich“, meint Schlaht.

An den Lehrstühlen der Professoren bekommen die vier jungen Männer nicht nur fachliche Hilfe. Sie können dort auch Räume nutzen – so sieht es das EXIST-Gründerstipendium vor, mit dem sie gefördert werden. EXIST ist ein Programm des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie, das Existenzgründungen aus der Wissenschaft voranbringen soll.

Erfolg auch für green spin

Unter die sieben Finalisten des Businessplan-Wettbewerbs Nordbayern hatte es auch ein weiteres Firmengründungsprojekt geschafft, das aus der Universität Würzburg heraus entstanden ist: die green spin UG. Das Unternehmen bietet satellitenbasierte Produkte und Informationen für die Landwirtschaft an: www.greenspin.com

Hinweis

Unterstützung für Firmengründungsprojekte an der Universität Würzburg gibt es beim Servicezentrum Forschung und Technologietransfer, SFT: www.sft.uni-wuerzburg.de

Indien als aufstrebende Macht

„Exploring Emerging India“: Unter diesem Titel befassten sich am 17. Juni deutsche und indische Wissenschaftler mit Indien, der größten Demokratie der Welt. Hier der Bericht von Philipp Gieg und Michael Melcher vom Institut für Politikwissenschaft und Soziologie.

„815 Millionen Wahlberechtigte waren vor einigen Wochen aufgerufen, das neue indische Parlament zu wählen. Narendra Modi ging als Sieger aus der größten demokratischen Wahl aller Zeiten hervor und ist nach seinem Erdrutschsieg nun Premierminister der größten Demokratie der Welt. Zeit für eine Bestandsaufnahme: Wie steht es um die aufstrebende Macht Indien?“

Dazu versammelten sich am 17. Juni 2014 zahlreiche Experten in Würzburg. Das Indien-Forum am Institut für Politikwissenschaft und Soziologie hatte zur Tagung „Exploring Emerging India“ geladen, um Indien aus politikwissenschaftlicher, wirtschaftswissenschaftlicher und indologisch-anthropologischer Sicht in den Blick zu nehmen.



Referenten, Organisatoren und Gäste der Tagung „Exploring Emerging India“.

(Foto: Institut für Politikwissenschaft und Soziologie)

Intensiv und kontrovers wurden die Bewertung des Wahlergebnisses vom Mai und seine Auswirkungen debattiert. Neben der indischen Demokratie waren die wirtschaftliche und soziale Entwicklung, Gender-Aspekte sowie die indischen Außenbeziehungen Thema der Vorträge und Diskussionen. Unter den Referenten waren sowohl indische Gastprofessoren, die das Sommersemester in Würzburg verbachten, wie auch Wissenschaftler der Universität Würzburg.

Uni-Partnerschaften mit Indien

Seit einigen Jahren steht die Universität Würzburg in engem Kontakt mit indischen Partnerinstitutionen wie der Jawaharlal-Nehru-Universität Neu-Delhi oder auch den Universitäten Hyderabad, Mangalore und Mumbai. Allein im Sommersemester besuchten beispielsweise drei indische Gastprofessoren das Institut für Politikwissenschaft und Soziologie; in umgekehrter Richtung reisen Würzburger Wissenschaftler regelmäßig zu Forschungsaufenthalten und Dozenturen nach Indien.

Die Kooperation wird durch die Förderinitiative „A New Passage to India“ ermöglicht, die vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) getragen sowie aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) finanziert wird. Im Rahmen der Initiative entsteht an der Universität Würzburg ein interdisziplinäres Zentrum für Moderne Indienstudien.

Teilnehmer und Referenten

Prof. Dr. Barbara Sponholz, Vizepräsidentin der Universität Würzburg, begrüßte die mehr als 40 Teilnehmer, Michael Melcher von der Professur für Europaforschung und Internationale Beziehungen moderierte. Von Seiten des Instituts für Politikwissenschaft und Soziologie sprachen Prof. Dr. Gisela Müller-Brandeck-Bocquet, PD Dr. Michael Becker, Dr. Matthias Gsänger sowie die Gastprofessoren Prof. Dr. Ummu Salma Bava, Prof. Dr. Aparajita Biswas und Prof. Dr. Valerian Rodrigues. Von den Wirtschaftswissenschaften war Gastprofessor Prof. Dr. Amitabh

Kundu, von der Indologie Prof. Dr. Elisabeth Schömbucher-Kusterer und Dr. Barbara Lotz zu Gast. Unter den Teilnehmern waren auch die Indien-Beauftragten der Universität Würzburg, Prof. Dr. Jürgen Kreft und Dr. Stephan Schröder-Köhne, sowie zahlreiche Studierende der Politikwissenschaft, Soziologie und Indologie.“

Personalien

Prof. Dr. **Khaled Al-Rasheid**, Professor an der King-Saud University, Riyadh, Saudi Arabien, wurde von Universitätspräsident Alfred Forchel ab 21.07.2014 für fünf Jahre zum Guest Professor am Lehrstuhl für Botanik I – Molekulare Pflanzenphysiologie und Biophysik ernannt.

(Foto: Robert Emmerich)



Dr. **Agnes Fekete**, Akademische Rätin auf Zeit, Julius-von-Sachs-Institut für Biowissenschaften, wird unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Probe mit Wirkung vom 01.08.2014 zur Akademischen Rätin ernannt.

Dr. **Florian Leitmeir**, Beschäftigter im wissenschaftlichen Dienst, Institut für Altertumswissenschaften, wird unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Probe mit Wirkung vom 21.08.2014 zum Akademischen Rat ernannt.

Prof. Dr. **Axel Rethwilm**, Institut für Virologie und Immunbiologie, wird mit Ablauf des Juli 2014 in den Ruhestand versetzt.

Michael Schreyer, Stabsstelle Arbeitssicherheit, Tier- und Umweltschutz, Zentralverwaltung, wurde zum Sicherheitsingenieur für den Gesamtbereich der Universität bestellt.

Prof. Dr. **Helga Stopper**, Lehrstuhl für Toxikologie, bekommt auf Antrag der Medizinischen Fakultät vom 01.10.2014 bis 30.09.2015, längstens jedoch bis zur endgültigen Wiederbesetzung der Stelle, weiterhin die kommissarische Leitung des Lehrstuhls übertragen.

Dienstjubiläen 25 Jahre:

Sabine Voll, Sonderforschungsbereich 688, am 02.08.2014